



rowohl
rotation

BERNARD CORNWELL

SEA LORD

ROMAN

Sea Lord

Roman

Aus dem Englischen von Hedda Pänke

rowohlt
rotation

Niemals wieder wollte John Rossendale, Earl of Stowey, nach Hause zurückkehren. Als seine Mutter im Sterben liegt, überwindet er sich: Er lenkt seine Segelyacht «Sunflower» gen Devon – zum ersten Mal seit vier Jahren. Dort entbrennt der Streit ums Erbe. Erneut wird John vorgeworfen, vor vier Jahren den einzigen Familienbesitz geklaut zu haben: einen millionenschweren van Gogh. Als er knapp einem Mordanschlag entkommt, macht er sich gemeinsam mit der Kuratorin Jennifer Pallavicini daran, das Gemälde aufzuspüren und den wahren Dieb zu stellen. Doch als Jennifer bei einer Gasexplosion auf seinem Schiff schwer verletzt wird, übernimmt etwas anderes das Ruder: der Wunsch nach Rache ...

Ein neues Segelabenteuer aus der Feder des großen Bestsellerautors Bernard Cornwell.

Bernard Cornwell, geboren 1944, machte nach dem Studium Karriere bei der BBC. Nach Übersiedlung in die USA entschloss er sich, einem langgehegten Wunsch nachzugehen: dem Schreiben. Im englischen Sprachraum gilt er als unangefochtener König des historischen Abenteuerromans. Bernard Cornwells Werke wurden in über 20 Sprachen übersetzt, die Gesamtauflage liegt bei mehr als 20 Millionen Exemplaren.

*Sea Lord ist Diedree und Oscar Morong gewidmet, den
Skippern des braven Schiffes Diedree Anne.*

*Die Übersetzerin dankt H.A. Gernhardt von der DHH
Chiemsee-Yachtschule für die seemännische Beratung.*

Ich hatte nicht heimkehren wollen. Ich hatte mir geschworen, nie wieder heimzukehren, und doch quälte ich mich jetzt in einer scheußlichen Nacht mit der Flut über die Western Approaches.

In den vergangenen sieben Jahren war ich nur einmal zu Hause gewesen. Diese Rückkehr war eine familiäre Pflicht gewesen und hatte sich dann als familiäre Katastrophe herausgestellt. Ich hatte das alles so lange wie nur möglich ertragen und war dann, überwältigt von meiner Verantwortung und ausgeplündert von Anwälten, davongesegelt. Damals hatte ich mir geschworen, nie mehr nach England zurückzukehren.

Und jetzt, vier Jahre später, kehrte ich heim.

Wieder war es die Pflicht, die mich zurückrief, Familienpflicht.

Heimweh war es mit Sicherheit nicht, denn in sieben Jahren des Herumzigeunerns auf den Weltmeeren hatte ich England keine Sekunde lang vermisst. Ich versuchte mich davon zu überzeugen, dass es Neugierde war, die mich nach Norden in die kalten Gewässer des Kanals zog, aber Neugierde bedarf der Provokation von Zuneigung oder

Hass - und für meine Familie empfand ich weder das eine noch das andere. Und trotzdem - wenn die Nachricht zutraf, dann wollte meine Familie, dass ich heimkam. Also kehrte ich pflichtschuldig, vielleicht auch schuldbewusst, heim.

Die Nachricht hatte mich in English Harbour auf Antigua erreicht. Sie kam von den Anwälten meiner Familie, die sie bei meiner Londoner Bank hinterlegt hatten. In der Hoffnung, dass mich ein paar Dividenden aus den roten Zahlen geholt hätten, hatte ich die Bank kontaktiert. Doch anstelle von Geld übermittelte sie mir die Nachricht, dass meine Mutter krank sei und mich sehen wolle. Es war das erste Mal in vier Jahren, dass meine Mutter meine Existenz zur Kenntnis nahm oder - um gerecht zu sein -, dass ich mich an sie erinnerte. Ich wollte dem Ruf nicht folgen, aber die Nachricht hatte einen so pathetischen Beiklang, dass ich den Anker lichtete und den Bug der *Sunflower* nach Osten richtete.

Ich beeilte mich nicht mit der Heimkehr. Tatsächlich schien es so, als segelte die *Sunflower* eher zögerlich über den Atlantik. Aber das konnte auch meine Einbildung sein. In den Rossbreiten gerieten wir eine Woche lang in eine Flaute, und danach zeigte sie eine Schlagseite, die ich an ihr noch nie erlebt hatte. Zum ersten Mal in seinem Leben ließ sich mein Boot schwierig segeln, und ich fragte mich, ob diese neuartige sture Widerspenstigkeit ein Spiegelbild

meines eigenen Zauderns war, nach England zu gelangen. Irgendwie schafften wir es bis zu den Azoren, doch dann, eine Woche nach dem Auslaufen aus Horta, entwickelte sich ein unangenehmer Zahnschmerz hinten rechts im Oberkiefer, und ich wurde zu der Annahme verleitet, dass diese Schmerzen wie auch die Schlagseite der *Sunflower* ein stummer Protest gegen meine Überfahrt waren. Die Zahnschmerzen verstärkten sich, während ich lange Zeit nordwärts kreuzen musste, bis mich der Westwind energisch auf den Englischen Kanal zutrieb. Ich segelte allein.

Nur die *Sunflower* und ich. Die *Sunflower* war ein Segelkutter mit einem Knickspant-Stahlrumpf französischer Bauart, 38 Fuß lang, der in einer ruhigen See rollte und in einer unruhigen stampfte und gierte. Sie war in diesem Frühjahr zwanzig Jahre alt, und das sah man ihr an. Das Großsegel einer modernen Jacht verfügt über etwa so viel Tuch wie ein Bikinihöschen, aber die *Sunflower* besitzt ein anständiges Großsegel mit allem Drum und Dran, ein bauschendes Ungetüm von Segel. Sie hat auch einen anständigen Mast, einen ordentlichen Baum, der einem den Schädel zertrümmern kann, statt einer dieser Hightech-Albernheiten. Sie verfügt nicht über diese modischen Verfeinerungen wie ein Patentreff für das Großsegel oder eine Rollfock. Stattdessen hat die *Sunflower* altmodische Reffleinen, die per Hand

festgebunden werden müssen. In einer kalten, nassen Nacht kann das ein mörderischer Job sein, aber immer noch besser, sich die Finger roh und blutig zu scheuern, als ein Großsegel zu haben, das sich verklemmt und dadurch in einer stürmischen Bö ein Querschlagen verursachen kann. Ihre Vorsegel müssen in ihren steifen Säcken auf das Vordeck gezerrt, sorgfältig angeschlagen und dann vorgeheißt werden. Sie war nie ein schnelles Boot gewesen, nicht zu vergleichen mit den federleichten, glanzrumpfigen Rennziegen, die heutzutage alle Ozeanrekorde einheimen, aber die *Sunflower* würde notfalls zur Hölle und zurück segeln. Und das ist es schließlich, was ein anständiger Seemann von seiner Jacht verlangt.

Jedenfalls war es das, was ich verlangte, denn die *Sunflower* war mein Zuhause. Wir beide hatten jede Menge Seemeilen zurückgelegt. Wir haben die südlichen Ozeane durchsegelt, das Horn umrundet, den Agulhas-Strom bewältigt, den afrikanischen Urwald geschnuppert und vor Koralleninseln geankert. Und nun, aufgrund einer Nachricht der Anwälte meiner Familie, durchpflügten wir die Wellen der Western Approaches, eine kabbelige, graue, unfreundliche See, die an die kantige Form des Rumpfes peitschte, Gischt zu beißenden, eiskalten Schrapnells zerfetzte, die über das Schanzkleid der *Sunflower* fegten, um mich im Cockpit zu überschütten.

Es war Nacht, und der Wind nahm zu. Es war Englands Heimkehrwind, ein Südwest, aber es lag nichts Willkommenheißendes in seiner böartigen, kalten Gewalt. Zur Dämmerung hatte der Wind Stärke drei oder vier gehabt, gegen Mitternacht war er fünf und zunehmend, gegen drei Uhr morgens reffte ich das Großsegel, und jetzt, eine Stunde vor Sonnenaufgang, musste die *Sunflower* mit Stärke sieben fertig werden. Ich hatte das Großsegel geborgen und segelte nur mit der Fock. Das klingt nach Vorsicht, aber ich hatte die Segel nicht aus Sorge eingeholt, sondern weil ich hundemüde war. Zu schlafen wagte ich nicht, weil wir uns in der Nähe von Schifffahrtswegen befanden und man angesichts der Riesentanker, die achtlos durch die Dunkelheit preschen, kein Risiko eingeht. Einen dieser Tanker hatte ich kurz nach Mitternacht zu Gesicht bekommen, oder besser gesagt, ich hatte den großen Klotz seiner Brücke mit den dunstigen Lichtern bemerkt, seinen Rumpf jedoch nicht gesehen, da der Sturm die Wellenkronen zu einem grauen Nebel zerfetzte, der über der See stob und tanzte. Zu diesem Zeitpunkt waren die *Sunflower* und ich über die Schaumkronen gerast, waren nur Lichtpünktchen in der Dunkelheit gewesen, und ich hatte gewusst, dass der Tanker keine Ahnung von unserer Anwesenheit hatte. Eine halbe Meile südlich von uns hatte er passiert, mit Richtung Biskaya.

Sein Anblick hatte mich wieder wachsam gemacht, aber diese Aufmerksamkeit hielt nicht lange vor. Trotz der grässlichen Schmerzen in meinem Zahn döste ich vor mich hin. Ich hockte auf der Backbordseite des Cockpits, hatte ein Knie über die Ruderpinne der *Sunflower* gehängt und lehnte den Kopf gegen die Reling. Das Schlagen der See gegen den Rumpf war hypnotisch. Ich schlief für wenige Augenblicke ein, um dann hochzuschrecken und in plötzlicher, unbegreiflicher Unruhe auf den Kompass zu starren. Ein-, zweimal rieb ich mir die Augen, um besser sehen zu können, bekam aber nur trockenes, ätzendes Salz in die Augen. Der Schmerz in meinem Zahn war eine einzige puckernde Qual, doch selbst er reichte nicht aus, mich wach zu halten. Ich wusste jedoch, dass ich wach bleiben musste. Dann und wann stand ich auf, ließ mir Gischt ins Gesicht peitschen und hoffte, dass mich das wach hielt. Aber kaum hatte ich mich wieder gesetzt, überfiel mich nahezu unverzüglich der Schlaf. Ich war mitten in einem Fast-Sturm, in einer kabbeligen See, in einem Boot, das auf und ab tanzte wie ein wildgewordenes Schaukelpferd und segelte den gefährlichsten Seeweg der Welt mit Zahnschmerzen und brennenden Augen, und alles, was ich tun konnte, war zu schlafen. Und zu halluzinieren.

Ich war an die Halluzinationen der Erschöpfung während des Nachtsegelns gewöhnt, und doch schaffte es diese Vertrautheit nicht, mich von der Irrealität zu überzeugen.

Die Halluzinationen sind Halbträume einer unheimlichen Wirklichkeit. In dieser Nacht sah ich den Schimmer eines Leuchtturms, der mich nach Hause geleitete, und später eine Küstenlinie. Wäre es bei diesen Halluzinationen um phantastische Dinge gegangen, sagen wir um Frauen und warmes Essen, dann hätte sie mein Verstand als Hirngespinnste abgetan. Aber diese nächtlichen Visionen handelten von Sachen, die ich am dringendsten zu sehen wünschte - die Anzeichen eines sicheren Landfalls -, und so «erblickte» ich eine sanfte Küste im Zwielflicht mit Kirchtürmen, Bäumen und Klippen. Und diese Küste verfügte sogar über halbverwischte Leuchtfeuer, die den rechten Weg wiesen. Ein Teil meines Verstandes wusste, dass ich einer ausgeklügelten Illusion erlag, aber dennoch gab ich mich ihr hin. Nur wenn irgendetwas den Rhythmus der *Sunflower* unterbrach, wandte sich der Geist träge von der angenehmen Phantasie ab und akzeptierte, dass wir in Wirklichkeit durch eine bewegte See bretterten - in einem Fast-Sturm und ohne jedes Leuchtfeuer, das uns sicher hätte nach Hause führen können. Das waren die Momente des Wachseins.

Schließlich gab ich den Kampf gegen den Schlaf auf. Irgendwie arrangierten sich meine nassen Kleidungsstücke so, dass ich die Illusion von Behaglichkeit hatte. Dabei bedeutete jede Bewegung, dass kalte, feuchte Kleidung auf eine wundgescheuerte Haut traf. Also verhielt ich mich so

reglos wie möglich und träumte, während die *Sunflower* den Kanal hinauf dorthin flog, wo die großen Schiffe ihre Bahnen zogen und die dunklen Felsen warteten.

Und immer noch wusste ich nicht, warum ich heimkehrte oder was mich in England erwartete.

Vier Jahre zuvor war ich aus England geflüchtet. Ich war nach Hause zurückgekehrt, weil mein Bruder gestorben und ich das neue Oberhaupt der Familie geworden war. Sie hatte darauf vertraut, dass ich ihre Probleme löste, aber stattdessen kaufte ich die *Sunflower*, stattete sie mit Proviant aus und segelte aufs Meer hinaus. Ich hatte mich in dem gleichen Südwestwind um Ushant herumgequält und dann gespürt, dass sich eine unendliche Freiheit vor meinem Bug ausbreitete. Ich war gegangen, ich war sicher, und ich war frei. Die ungewollte Verantwortung und die ätzenden Beschuldigungen meiner Familie blieben achtern zurück wie Anker, deren Leinen durchschnitten worden waren.

Ich habe diesen Abschied nie bereut. Ich hatte ferne Strände betreten, war in fremde Nächte gesegelt und hatte mich mit Menschen angefreundet, die nichts von meiner Vergangenheit wussten. Für sie war ich lediglich John Rossendale, Skipper vor dem Herrn des guten Schiffes *Sunflower*, ein willkommener Mechaniker, Zimmermann, Schweißer und Takler. Ich war anonym. Ich war frei.

Und nun kehrte ich heim. Allein.

Ich bin nicht immer allein gesegelt. Als ich England zum ersten Mal verließ, vor sieben Jahren, war Charlie Barratt mit mir gesegelt. Wir haben drei gute Jahre miteinander in südlichen Gewässern verbracht. Und dann, als meine Familie meine Rückkehr gefordert hatte, war Charlie mit mir gekommen. Wir waren in Australien gewesen, als die Nachricht vom Tod meines Bruders eintraf, und wir sahen uns gezwungen, unser Boot zu verkaufen, um das Geld für die Flugtickets zusammenzubekommen. Wir versprachen einander, uns in England eine neue Jacht zu kaufen, aber Charlie heiratete, und das war das Ende seiner Träume von fernen blauen Meeren. Ich schlug mich, solange ich konnte, mit dem Vermächtnis meines Bruders herum; dann, in schierem Verzweiflung, kaufte ich die *Sunflower* und stach allein in See. Ich bin nicht allzu lange allein geblieben. In Belize kam eine junge Deutsche an Bord und blieb bis zu den Marquesas, wo sie die *Sunflower* verließ, um sich einer zweifelhaften Kommune anzuschließen, die sich einen riesigen Katamaran teilte, dessen Skipper ein übellauniger Pole war. Ich hörte, dass der Katamaran vor den Trobriands auseinanderbrach, dass alle an Bord ertranken, aber die Seewege sind voll von derlei Gerüchten, also ist das deutsche Mädchen vielleicht noch am Leben. Auf den Solomons lernte ich eine Australierin kennen, die ein ganzes Jahr bei mir blieb, doch dann fand sie heraus, wer ich war, und wollte mich heiraten. Als ich standhaft und

entschlossen ablehnte, wechselte sie in Kalifornien das Schiff. Es hat noch andere gegeben. Die Meere sind voll von Anhaltern, die sich auf betagten Jachten von einer Küste zur anderen kämpfen und glauben, dass ihre Freiheit von der Bürokratie ewig dauert. Manche dieser Anhalter ertrinken, manche werden ermordet, manche verschwinden, viele von ihnen werden Huren und wenige, sehr wenige, kehren nach Hause zurück.

Jetzt kehrte ich nach Hause zurück, aber ich wollte das nicht. Ich halluzinierte, ich schlief, und ich träumte von fernen südlichen Meeren.

In der Morgendämmerung wurde ich abrupt geweckt. Es war nicht das barbarische graue Licht, das mich wach machte, auch nicht meine Zahnschmerzen. Es war die Tatsache, dass der Wind unvermittelt auf Süd gedreht hatte und die *Sunflower* darauf reagierte.

Es konnte nur wenige Sekunden gedauert haben, das Zwinkern eines Traumes, nicht mehr, aber die Ruderpinne war dem Griff meines Knies entglitten, und die *Sunflower* brach aus. Einen Moment lang raste sie die zischende Krone einer Woge entlang, doch als die Welle brach, kippte das Boot nach Steuerbord. Wasser ergoss sich wie der Niagara über das Schanzkleid an Backbord. Für zwei Sekunden stand ich verduzt auf der Ruderbank, dann wurde ich nach vorn in den Malstrom aufgischenden Wassers geschleudert. Gerade als mein Kopf ins Wasser

tauchte, sah ich die Mastspitze ins Wasser krängen. Dann zappelte ich in plötzlicher Panik, bis mich die Sicherheitsleine schnell und heftig zurückriss. Die Welle kochte und brodelte noch immer um mich herum, brach hoch über den Rumpf der *Sunflower* hinweg, der flach auf der See lag. Einen Augenblick lang packte mich Verzweiflung, doch dann setzten die physikalischen Gesetze ein, und der tiefe, schwere Kiel fing an, die *Sunflower* wieder in eine aufrechte Lage zu ziehen. Mich würde kein physikalisches Gesetz retten. Ich musste mein wasserschweres Gewicht auf die hohe Bordwand hieven und irgendwie wieder ins Boot klettern. Doch dann warf mich eine gnädig gestimmte Gegenströmung gegen eine Relingsstütze. Ich verspürte einen scharfen Schlag gegen meine Rippen, klammerte mich jedoch an die Reling, während sich das Boot aufrichtete; anfangs nur träge, fast zögernd, doch dann riss sie sich aus dem Griff der See, und ich kam mit ihr hoch, um mich dann recht unsanft über die Reling in das überschwemmte Cockpit zu hieven.

Das war der Weckruf des Meeres. Guten Morgen und herzlich willkommen im Kanal. Ich kroch in das wassergefüllte Cockpit und rang nach Atem. Der Schmerz in meinen Rippen machte mir zu schaffen, aber es war nicht der rechte Zeitpunkt für die Frage, ob da vielleicht etwas gebrochen war. Die Fock peitschte hin und her, und eine neue hohe Welle griff das Boot an. Ich stemmte die

Ruderpinne hart nach Backbord und holte dann die Fock ein. Die *Sunflower* drehte ihr Achterschiff träge den Wellen zu. Noch immer strömte Wasser über Vordeck und Kajütdach, sprudelte grün und grau in die weiß aufgischende, wogende See zurück.

Die Abflüsse leerten das Cockpit. Ich bezweifelte, dass Wasser ins Innere des Bootes gelangt war. Der Kajütaufbau der *Sunflower* ist aus zweieinhalb Zentimeter dickem Teak, und wie die Niedergangsluke halte ich sie bei miesem Wetter geschlossen. Ich hatte Glück gehabt. Der K.o. war meine eigene Schuld gewesen, aber dank der Sicherheitsleine war ich noch am Leben. Besorgt befühlte ich meine Rippen, aber trotz des stechenden Schmerzes schien nichts gebrochen zu sein.

Ich war bis auf die Haut durchnässt, aber die *Sunflower* bewegte sich wieder durch die aufgewühlte See. Ich zurrte die Ruderpinne fest und zog mich zitternd und bibbernd aus. Es war zwar Frühling, aber die Luft über dem Kanal war noch immer frisch und die See kalt wie ein offenes Grab. Ich öffnete den Niedergang, wartete, bis die *Sunflower* von einer emsigen See übernommen worden war, kletterte mühsam über das Steckschott und ließ mich in die Kajüte hinunter.

Es waren nur noch wenige trockene Kleidungsstücke übrig, aber ich fand zwei Paar Jeans, ein Paar Socken und drei Pullover. Ich zog sie alle an. Sie fühlten sich zwar

warm an, aber ich wusste, sie steckten voller Salzkristalle. Und die würden, wenn sie auch nur mit der geringsten Feuchtigkeit in Berührung kamen, die Nässe anziehen und mich wieder erschauern und frösteln lassen. Ich rieb mir die Haare mit einem moderigen Handtuch halbwegs trocken, dann zwängte ich mich in die Kombüse und holte die Thermosflasche aus ihrer Halterung. Ich goss mir einen Becher Tee ein. Obwohl die *Sunflower* stampfte und rollte, verschüttete ich keinen Tropfen der kostbaren heißen Flüssigkeit. In derart kleinen Dingen bringt es Erfahrung zur Perfektion. In der Zeit, die ich brauchte, um den Tee zu trinken, hätte mich ein Tanker in einen Haufen Schrott verwandeln können, aber ich brauchte unbedingt etwas Warmes, und ich sehnte mich nach einer Pfeife trockenen Tabaks.

Nachdem ich diese Grundbedürfnisse befriedigt hatte, ging ich zurück ins Cockpit und kramte mein Ölzeug aus der nassen Masse auf der Gräting. Angesichts dessen, dass das Wasser im Ölzeug meine trockenen Sachen durchnässen würde, verzog ich angewidert das Gesicht, aber mir blieb keine Wahl. Ich zog mich an, schlüpfte in tiefende Stiefel und setzte dann das Großsegel mit drei Reffs. Der *Sunflower* gefiel das zusätzliche Tuch, und ihre Fahrt wurde stetiger. Wir waren auf dem richtigen Kurs, und mein Boot durchsegelte den verfluchten Sturm wie einen Traum. Jetzt war ich hellwach, meine Halluzinationen

waren mit der Morgendämmerung verschwunden, und ich kehrte heim.

Aber warum und wozu, das wusste ich nicht.

Ich hätte in Falmouth oder einem der anderen Häfen von Cornwall Zuflucht suchen sollen, aber ich hatte plötzlich etwas dagegen, meine feuchte Kleidung gegen einen Landfall einzutauschen. Der Wind, er kam noch immer von Süden, frischte zur Sturmesstärke auf und peitschte die Wellenkämme zu beißenden weißen Nebeln hoch, die die graue See undeutlich machten. Die Wogen donnerten aus Südwest heran, wurden jedoch vom Wind geschnitten, der ihre Täler ins Strudeln brachte. Der *Sunflower* machte das nichts aus. Sie war ein zähes Luder und hatte weit Schlimmeres überstanden. Sie verfügte über einen Stahlrumpf, und im Laufe der Jahre hatte ich den Umfang ihrer Wanten und Stage verdoppelt. Einmal war sie am Rand eines Taifuns entlangsegelt, aber alles, was dabei zu Bruch ging, war ein bisschen Geschirr in der Kombüse. Und jetzt segelte sie an einem trüben neuen Tag kanalaufwärts. Das Tageslicht war grau, dunstig von Gischt und kalt. Ich ließ die *Sunflower* langsamer laufen, denn ich wollte vermeiden, dass eine achterliche Sturzsee sie von hinten traf, aber wenn sie auch rollte und stampfte, so war sie doch in keiner Gefahr. Alles, was sie jetzt umbringen konnte, war ein größeres Schiff oder meine Sorglosigkeit.

Mein erster Anblick der Heimat war ein kurzes Auftauchen des Leuchtturms Eddystone. Das war, als ich auf Salcombe zuhielt. Vermutlich hatte ich immer gewusst, dass ich nach Salcombe segeln würde, weil Charlie dort gewohnt hatte. Charlie und ich waren miteinander aufgewachsen, hatten gemeinsam unseren ersten Mädchen nachgestellt, hatten uns gemeinsam betrunken, waren miteinander festgenommen worden und hatten dann zusammen fremde Meere besegelt. Was auch immer mich in England erwarten mochte: Charlie war dort, und allein schon seine Freundschaft war die Heimkehr wert. Also hielt ich im kräftigen Morgenwind auf Charlies Heimathafen zu: Salcombe.

Auf einer Seekarte sieht es so aus, als wäre Salcombe einer der geschüttesten Häfen an der englischen Südküste. Und das trifft auch zu, wenn man sich in seinem dichten Netz von Flusstälern befindet. Viele Jachten hatten in Salcombe schon die Stürme auf dem Kanal abgewartet, und selbst dem miesesten Teufel fiel es schwer, die inneren Seen zu kräuseln, doch bei einem auflandigen Wind gegen eine ablaufende Ebbe ist die Einfahrt nach Salcombe eine tödliche Falle. Salcombe bedeutet Sicherheit, aber diese Sicherheit in einem Süd Sturm erreichen zu wollen ist eine selbstmörderische Torheit. In der Hafeneinfahrt liegt eine Sandbank wie eine versteckte Barrikade. Die windgepeitschten Wellen schlagen wegen

des plötzlichen Hindernisses auf dem Grund um und verursachen ein kochendes Chaos von Brechern, die gischtend zusammenschlagen und die fast noch steiler und gefährlicher werden, wenn sie auf ablaufenden Flutstrom treffen. Nur ein Narr entscheidet sich bei einem Süd Sturm für Salcombe. Dartmouth liegt nur wenig entfernt in östlicher Richtung und kann bei jedem Wetter angelaufen werden. Und Plymouth, das fast noch sicherer ist als Dartmouth, ist nicht allzu weit weg im Westen. Torbay, der klassische Zufluchtsort bei einem Sturm aus Süd oder West, liegt eine leichte Segelstrecke kanalaufwärts, aber ich entschied mich für Salcombe.

Vielleicht dachte ich, dass es mir die Sandbank in der Flussmündung schon sagen würde, wenn mir die Heimkehr nicht bestimmt war. Ich würde den Teufel herausfordern, und wenn ich verlor, würden die *Sunflower* und ich auf der Sandbank sterben - quergeschlagen, überflutet und auseinandergebrochen im Anblick der Heimat. Diese Gedanken waren der törichte Mut der Übermüdung, zusätzlich verschlimmert durch eine fatale Mischung aus Selbstmitleid und Überheblichkeit. Das Selbstmitleid kam aus meinem Zögern, meine Familie wiederzusehen, die Überheblichkeit aus meiner Entschlossenheit, mein seemännisches Können unter Beweis zu stellen, wenn ich nach Hause kam.

Der Großbaum arbeitete hart auf der Backbordseite, als wir auf Bolt Head zuliefen. Jetzt schnitten wir die Wellen, glitten diagonal über die nach Osten gehende Strömung. In einem Augenblick waren wir auf dem Kamm der Welle, flogen triumphierend dahin, um danach tief und tiefer in die nasse Dunkelheit zu tauchen und achtern bereits die nächste Woge drohen zu sehen, deren Krone vom Wind gepeitscht wurde. Das glasige dunkle Herz des Todes traf backbords auf die *Sunflower*, sodass wir – gerade als ich dachte, sie würde nie wieder hochkommen – auf die nächste Wellenkronen gehoben wurden, von wo aus ich nach einem Zipfelchen Land Ausschau hielt. Die Müdigkeit war wie weggeblasen. Es machte mir überhaupt nichts mehr aus, dass ich nass war und fror. Jetzt hielt mich das Abenteuer in seinem Bann, eine stürmische See mit all ihren Wagnissen zu besiegen.

Doch im Grunde war die sturmgepeitschte See gar nicht unser Feind. Unser Feind war die steile Erhebung der Sandbank, die schweigend und verborgen vor der Hafeneinfahrt von Salcombe wartete. Charlie und ich hatten einmal miterlebt, wie eine Jacht auf der Sandbank von Salcombe in ein Wellental stürzte. Das Boot war wieder hochgekommen, aber im Tal war sein Kiel hart auf den Meeresboden geprallt, und diese Wucht hatte jeden Spant im Rumpf zerschmettert und auch den Schädel des Mannes, der am Kartentisch gesessen hatte. Sogar ein

Rettungsboot war auf der Sandbank von Salcombe verloren gegangen, und Rettungsboote lassen die *Sunflower* im Vergleich ausgesprochen zierlich wirken. Ungezählte Witwen verfluchen die Sandbank von Salcombe, aber wir rauschten nun auf sie zu – getrieben von einem Sturm und dem schieren Wahnsinn.

Am frühen Nachmittag gab es einen Moment, an dem ich mir klarmachte, ich könnte nach Osten abdrehen und es immer noch nach Prawle Point schaffen, um sicher nach Dartmouth zu gelangen. Eine Sekunde lang war ich unschlüssig, hörte auf die Vernunft, doch dann gewann die Versuchung wieder Oberhand, den Teufel so richtig in den Schwanz zu kneifen. Ich war ein Rossendale, der letzte seines Geschlechtes, und ich würde heimkehren mit all den typischen Merkmalen für das wilde, unerfreuliche Familienblut.

Wie eine graue Drohung tauchte Bolt Head backbord voraus auf. Das Land war nur undeutlich zu erkennen, der Sturm machte Geräusche wie Todesschreie, und die See trieb mich weiter auf die Leeküste zu. Die Wellen waren riesig, ragten hoch auf und wurden durch die Landnähe absolut unberechenbar. Auf dem Scheitel jeder brechenden Woge starrte ich nach vorn und wusste, was ich da sehen würde. Aber als ich es dann sah, kam die Angst. Ich sah nur Weiß. Es ist eine Sache, sich eine Gefahr vorzustellen, aber eine ganz andere, das ganze Ausmaß ihrer Bedrohung zu

erkennen und sich klarzumachen, dass jede Vorstellung von der Wirklichkeit übertroffen wird. Die Sandbank kochte vor alles zerschmetternden Brechern. Mir bot sich der Anblick von tosenden Wellenkämmen, über denen weißer Nebel aufstob; darunter musste das Gewicht des Wassers ein tödlicher Malstrom sein. Inzwischen konnten die Menschen an Land mit Sicherheit meine Segel sehen. Sie waren bestimmt gescheite Menschen, die mich für meine Torheit verfluchen und beten würden, dass mein Boot trotz meiner Dummheit am Leben blieb. Zweifellos hatten sie bereits die Rettungswacht alarmiert – aber nur um meine Leiche aus den Wellen zu bergen.

Ich hielt mich an der westlichen Seite der Hafeneinfahrt. Dort ist der Wasserstand tiefer, allerdings wartet dort auch der Bass Rock für den Fall, dass die Sandbank mit ihrem tödlichen Anschlag versagt. Ich sah eine Explosion in Weiß hochstieben, als eine Welle am Little Mew Stone in Fragmente zerbarst, dann senkte die *Sunflower* den Bug, als eine Woge ihr Heck anhub. Doch diesmal begann der Rumpf auf den Tonnen wirbelnden Wassers zu gleiten, statt über die Wellenkronen zu fliegen. Nun verhielten wir uns nicht anders als die Surfer auf dem Pazifik. Wir waren kein Boot mehr, sondern ein Haufen Schrott und Holz, der von der Macht einer Welle dorthin getragen wurde, wo die Sandbank aus der See eine kochende Hölle machte. Wir befanden uns auch genau da, wo ich sein wollte: direkt

unter den westlichen Klippen. Mit der Ruderpinne zwischen den Beinen und beiden Händen an der Großsegelschot bereitete ich mich im Cockpit vor, denn ich wusste, was passieren würde.

Das gereifte Großsegel der *Sunflower* stand noch immer nach Backbord. Jede Sekunde konnte der Wind von den Klippen zurückspringen, ich musste halsen. Ich hätte das Großsegel einholen sollen, um uns von einer kleinen Fock und der hohen See in den Hafen bringen zu lassen; doch das Niederholen hätte bedeutet, Feigheit zu zeigen. Lass die See machen, was sie will – auch das Schlimmste. Ich hatte mich dazu entschlossen, nach den Regeln der See zu spielen, und ich würde nicht passen.

Das Achterliek des Großsegels erzitterte. Es war nicht viel, nur ein winziges Beben des schweren grauen Stoffes, aber es war das Zeichen, auf das ich gewartet hatte. Bevor uns der von den Klippen abprallende Wind entmasten konnte, holte ich das Tuch mit beiden Händen herum. Ich stützte die Ruderpinne kräftig, da ich wusste, dass die *Sunflower* sonst nach Backbord gedrückt werden würde, wenn ich das Segel schiftete.

Wir halsten.

Wenn man nicht gerade hart am Wind segelt und eigentlich kein besonderes Ziel ansteuert, stehen die Segel eines Bootes stets entweder nach Steuer- oder Backbord. Es gibt zwei Möglichkeiten, sie von der einen Seite auf die

andere zu bringen. Eine ist das Kreuzen. Dabei bringt man das Boot durch den Wind, damit der um den Bug streicht und die Segel gehorsam wie Flaggen, die vom Fahnenmast wehen, ihre Richtung ändern. Die andere ist das Halsen, bei dem man das Boot vor den Wind bringt. Das ist so, als würde sich der Wind schnell um den Mast drehen, und das Segel wird gegen den Mast gedrückt, bevor es sich auf seinem neuen Bug bläht. Das Halsen kann überaus riskant und gefährlich sein. Anstelle einer Flagge ließ ich einen Sturm in ein schweres Segel fahren, das an einem Baum befestigt war, der beim Übergehen einem gut und gern den Schädel zertrümmern konnte. Der Schwung des schweren Großsegels konnte sehr leicht meine Wanten aus der Verankerung reißen und damit schließlich auch den Mast von oben kommen lassen. Allerdings hatte ich so viel von der Großschot eingeholt, dass, als das Segel herumschwang, ich sie wieder fieren konnte, um die Wucht zu bremsen. Dabei schürfte ich mir die rechte Handfläche blutig, aber es war eine saubere Leistung. «Eine saubere Leistung» war Charles' größtes Lob. Er äußerte es selten und wenn, dann nur praktischen Errungenschaften gegenüber, etwa einem gut verlaschten Stück Holz, einer anständig geschweißten Fuge oder einem wahnwitzigen Halsemanöver vor der Sandbank von Salcombe.

Nicht, dass ich Zeit gehabt hätte, mein Manöver zu bewundern. Wir hatten die Halse überlebt, aber sobald das

Segel wieder stand, spürte ich, dass sich der Bug der *Sunflower* senkte, und wusste, dass sich die Sandbank genau unter dem Heck des Bootes befand. Ich brüllte eine irrsinnige Kampfansage heraus und starrte hinunter in das Wellental, wo Schlamm und Sand das Wasser verfärbten. Schäumende Schlammstreifen wogten wild hin und her. Ich raste in das tödliche Wellental, und für wenige Sekunden wurde das Heulen des Windes durch die aufragende Woge hinter mir gedämpft. Dieser Welle blieben noch etwa hundert Meter, um mich umzubringen, nicht mehr, aber das waren die scheußlichsten hundert Meter. Wenn ich jetzt aus dem Ruder lief, würde mich nichts mehr retten können, denn die *Sunflower* würde überspült, ihr Mast brechen und die See über uns hereinstürzen, um Mann und Rumpf in Schrott und blutige Fetzen zu verwandeln. Ich umklammerte die Ruderpinne mit beiden Händen, die Muskeln aufs äußerste gespannt, als der Wellenkamm hinter mir sich wie verschüttetes Eis über das dunkle Antlitz der dunklen Woge ergoss. Himmel, dachte ich, warum habe ich mich darauf nur eingelassen?

Die Fock schlug hin und her, abgedeckt vom Großsegel. Die *Sunflower* gierte nach Backbord, ich brachte sie zurück auf Kurs. Die uns tragende Welle brach zusammen, als ihre Masse durch die aufragende Sandbank weggerissen wurde. Plötzlich war die *Sunflower* nicht viel mehr als ein Stückchen Eisen im Zentrum einer zusammenfallenden

Woge. Das Wasser schlug bis zur Hälfte ihres Mastes empor. Achtern baute sich eine neue Welle auf, und der Kiel der *Sunflower* begann sich zu senken, raste durch eine wirbelnde See auf das verborgene Land zu, das ihren Rumpf zerschmettern konnte, als wäre er eine Nusschale. Wir stürzten hinab, immer weiter hinab, und hinter mir brach sich der Wellenkamm, und ich sah das glasige Schwarz unter dem Weiß, der Schaumkrone, aber immer noch ging es hinab. Ich sah bereits, wie ich zwischen der Sandbank und der folgenden Grundsee zerschmettert wurde, doch da begann sich die *Sunflower*, die gute alte *Sunflower*, zu heben. Zentimeter um Zentimeter kämpfte sie gegen ihren Tod. Der obere Teil des gereiften Großsegels zog, zwang sie weiter. Sie hatte noch immer Fahrt drauf, und sie schnitt mit ihrem Stahlrumpf durch das Wasser. Sie würde nicht aufgeben, aber immer noch drohte diese alles überrollende Welle uns von hinten zu überspülen, und ich wusste, sie konnte uns mit ihrer Sturzsee ebenso erschlagen, wie sie uns ertränken konnte.

Die Woge brach. Das dunkle, schwarze, glasige Zentrum der Welle wurde wie durch Dynamit gesprengt. Sie wurde schneeweiß, als sie brach und in eine Million Fragmente zerbarst. Sie stürzte herab und hätte mich mit Sicherheit getötet, wäre sie nicht kurz hinter dem Heck der *Sunflower* zusammengebrochen. Außerdem wurde die Wucht der Sturzsee von der Sandbank gemildert. Die Woge hob uns

an und trug uns weiter. Weiter über die strudelnde Grundsee der Sandbank, weiter am Wolf Rock und dem Bass Rock vorbei, knapp vorbei am Poundstone. Ich halste noch einmal und wusste, dass ich für die Menschen eine Schau hinlegte, die da an Land standen, um meinen Tod mit anzusehen. Doch ich bewies, dass ich mein Handwerk verstand, und durch die Demonstration dieses Könnens war ich höchst stilvoll nach Hause gekommen. Und so halste ich mit der *Sunflower* wieder, hievte danach an, und plötzlich segelten wir in ruhigeres Wasser, als Limebury Point dem Sturm die brutale Macht nahm. Ich blickte zurück. Die Sandbank war eine Masse von brodelndem Weiß – so erschreckend, wie ich es noch nie gesehen hatte –, aber die *Sunflower* hatte es geschafft.

Und ich war mit einer sauberen Leistung heimgekehrt.

Charlie war nicht zu Hause. Seine Frau, die mein R-Gespräch widerwillig angenommen hatte, sagte, er wäre geschäftlich in Herfordshire. Mir war klar, dass sie über meine Rückkehr nicht gerade begeistert war. Sie hielt mich für verkommen, darauf aus, ihren Mann auf See zurückzulocken. «Wann wird er zurück sein, Yvonne?», fragte ich.

«Das weiß ich nicht.» Ihre Stimme klang wachsam. Irgendwo im Hintergrund jammerte ein Kind.

«Sag ihm, dass ich angerufen habe. Und sag ihm auch, dass ich in Salcombe liege.» Yvonne versprach, diese

Nachrichten zu übermitteln, aber ich zweifelte, dass sie sich damit sehr beeilen würde. Ich fragte mich, warum Charlie, mein bester, engster und ältester Freund, jemanden heiraten musste, der mich so verabscheute.

Ich legte den Hörer auf. Die ungeduldigen Leute vor der Telefonzelle ignorierend, versuchte ich dann, das Haus meiner Mutter per R-Gespräch anzurufen. Es meldete sich niemand, daher ließ ich mich von der Vermittlung mit meiner Zwillingsschwester in Gloucestershire verbinden. Elizabeth war ebenfalls nicht zu Hause, aber ihr Mann erklärte sich missmutig dazu bereit, die Telefonkosten zu übernehmen. Einmal war er mein Freund gewesen, hatte sich dann aber entschlossen, auf die Seite seiner Frau in unserem Familienstreit überzuwechseln. «Glaubst du, wir schwimmen im Geld?», lautete seine Begrüßung.

Ich verzichtete auf die mühevollen Erklärung, dass ich gerade erst in England an Land gegangen sei und keine anderen Münzen als amerikanische, antiguanische und portugiesische besäße. «Ist Elizabeth da?», wollte ich stattdessen wissen.

«Nein, ist sie nicht.» Er klang betrunken.

«Ich habe versucht, Mutter anzurufen.»

«Sie ist im Krankenhaus.»

Ich wartete, ob er gewillt war, weitere Informationen zu liefern. War er aber nicht. «In welchem Krankenhaus?», fragte ich.